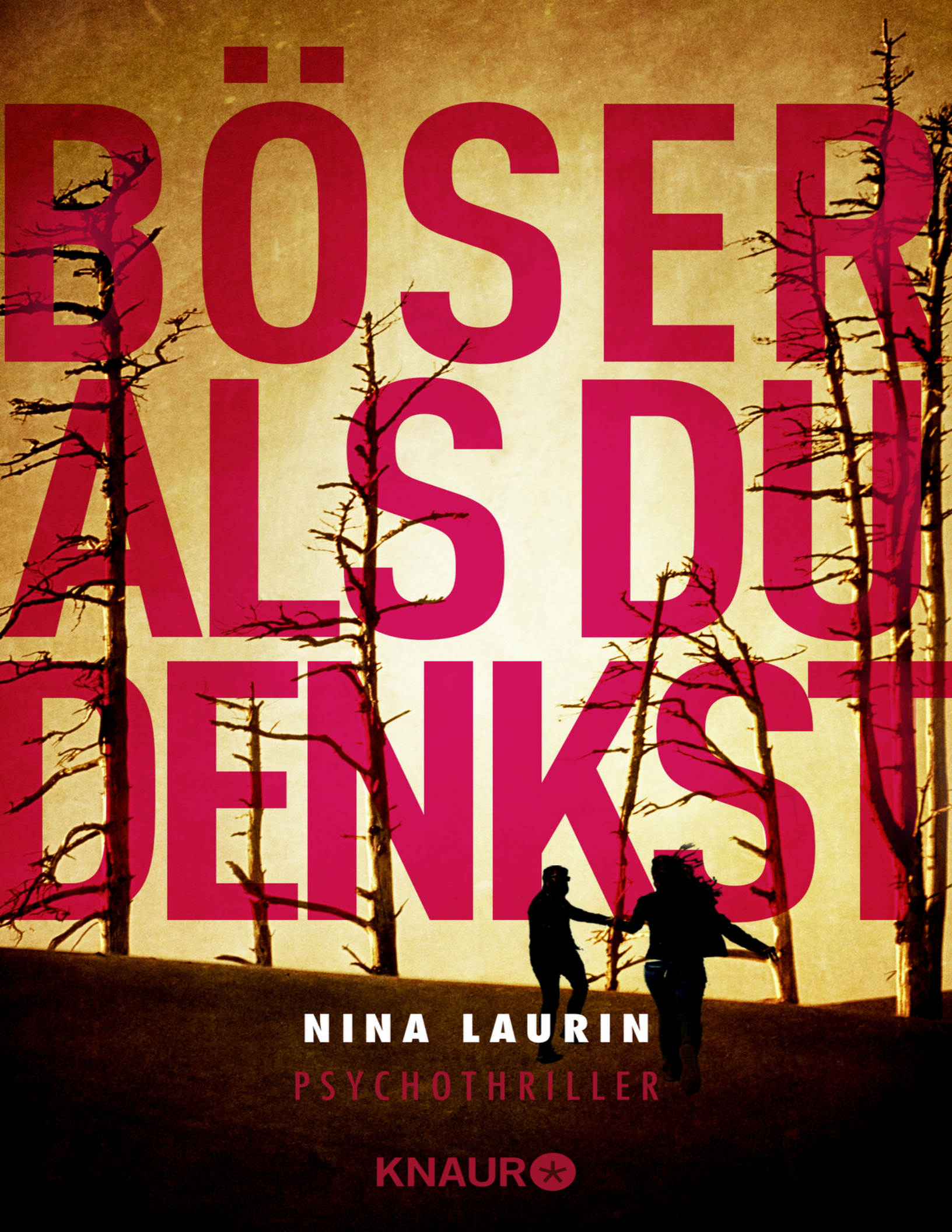




BÖSE ALS DU DENKST

NINA LAURIN

PSYCHOTHRILLER

KNAUR 

NINA LAURIN

**BÖSER ALS DU
DENKST**

PSYCHOTHILLER

Aus dem kanadischen Englisch von Alice Jakubeit

Über dieses Buch

Zwölf Jahre alt sind die Zwillinge Eli und Andrea, als ihre Eltern in einem Flammeninferno ums Leben kommen – und man Eli anschließend rußverschmiert mit dem Feuerzeug in der Hand auffindet. Zwölf Jahre geht der bildhübsche, ebenso charismatische wie hochmanipulative Junge dafür ins Gefängnis. Doch nun ist Eli wieder auf freiem Fuß, und in Andreas Umfeld beginnen sich gewaltsame Todesfälle zu häufen. Erneut wird Eli wegen Mordes gesucht, und Andrea soll helfen, ihn zu finden. Es gibt da allerdings etwas, das die Polizei nicht weiß und besser auch nie erfahren sollte ...

Inhaltsübersicht

KAPITEL 1

KAPITEL 2

KAPITEL 3

KAPITEL 4

KAPITEL 5

KAPITEL 6

KAPITEL 7

KAPITEL 8

KAPITEL 9

KAPITEL 10

KAPITEL 11

KAPITEL 12

KAPITEL 13

KAPITEL 14

KAPITEL 15

KAPITEL 16

KAPITEL 17

KAPITEL 18

KAPITEL 19

KAPITEL 20

KAPITEL 21

KAPITEL 22

KAPITEL 23

KAPITEL 24

KAPITEL 25

KAPITEL 26

KAPITEL 27

KAPITEL 28

KAPITEL 29

KAPITEL 30

KAPITEL 31

KAPITEL 32

KAPITEL 33

KAPITEL 34

KAPITEL 35

KAPITEL 36

KAPITEL 37

KAPITEL 38

KAPITEL 39

KAPITEL 40

KAPITEL 41

KAPITEL 42

KAPITEL 43

KAPITEL 44

KAPITEL 45

KAPITEL 46

KAPITEL 47

KAPITEL 48

KAPITEL 49

KAPITEL 50

KAPITEL 51

KAPITEL 52

KAPITEL 53

KAPITEL 54

Danksagung

KAPITEL 1

10. April, 3:44 Uhr

Aus einem Mundwinkel läuft mir ein klebriger Speichelfaden kühl über die Wange bis zum Ohrläppchen. Meine Wirbel fühlen sich an wie eine lose Reihe von Legosteinen, doch es gelingt mir, den Kopf zu heben.

Ein feuchter Aprilwind heult durchs Auto. Hier stimmt doch etwas nicht. Dann merke ich, dass die Windschutzscheibe fehlt und die ungeschliffenen Diamanten, die überall auf dem Beifahrersitz verstreut liegen, Glasscherben sind.

In meiner Schläfe pocht ein heißer, klarer Schmerz, und mir wird klar, dass ich jemanden anrufen sollte: Milton, oder besser noch einen Krankenwagen. Warum wurde der Airbag nicht ausgelöst? Die Autoscheinwerfer – nein, der eine verbliebene Scheinwerfer, wie der Strahl eines einsamen Leuchtturms in der Nacht, erfasst eine Seite des Baums, gegen den ich gekracht bin, und dahinter Leere, durchbrochen von vereinzelt Regentropfen.

Ich betaste meine Stirn, und danach sind meine Finger von glitschigem, glänzendem Blut überzogen. Es läuft mir

bereits den Hals hinab und sickert unter meinen Kragen – Stirnverletzungen bluten stark. Einen Krankenwagen zu rufen, klingt immer verlockender, aber ich habe nicht die leiseste Ahnung, wo mein Telefon sein könnte. Habe ich gerade eine SMS geschrieben, als ich gegen den Baum geprallt bin? Meine E-Mails gecheckt? Danach werden sie fragen, und ich muss Nein sagen. Manchmal benutze ich mein Handy als Navi, aber nicht heute Nacht. Ich bin diese Strecke schon eine Million Mal gefahren. Wenn nicht viel Verkehr herrscht, und hier herrscht nie viel Verkehr, brauche ich eine Dreiviertelstunde für die Heimfahrt.

Die Tür klemmt, und eine Weile zerre und schiebe ich zunehmend panisch am Griff, aber als ich schließlich dagegen trete, schwingt sie auf. Das Aussteigen ist ein echter Kraftakt. Ich richte meinen schmerzenden Körper auf und muss mich an der Tür festhalten, um nicht vornüberzufallen. Dann stolpere ich durch den üblichen Müll am Rand eines Highways und atme erleichtert auf, als ich endlich ebenen, soliden Asphalt unter den Füßen habe, dessen gelber Mittelstreifen sich schon ein kurzes Stück weiter in der Dunkelheit verliert. Ich folge ihm. Ganz in der Nähe ist eine Tankstelle, gleich hinter der Kurve da vorn. Mit dem Auto wäre ich im Nu da. Wie lange es zu Fuß dauert, weiß ich nicht, aber hoffentlich nicht allzu lange.

Schritt für Schritt schleppe ich mich voran, bis die Straße unter meinen Füßen nicht mehr schwankt. Als ich mich kurz darauf umdrehe, kann ich meinen Wagen schon

nicht mehr sehen. Der verbliebene Scheinwerfer ist erloschen, und jetzt bin ich allein mit dem Himmel und der Straße.

Mein Herz beginnt zu hämmern, und dadurch blutet meine Stirnwunde stärker – jedenfalls fühlt es sich so an, weil das Pochen in der Schläfe heftiger wird. Vielleicht hätte ich beim Auto bleiben und im welken Gras der Böschung nach meinem Telefon suchen sollen. Auf dieser Straße könnte mir wer weiß was begegnen. Die Dunkelheit ist lebendig.

Ich schlinge mir die Arme um den Leib und versuche, schneller zu gehen, aber mir wird schwindelig, und ich bleibe wie angewurzelt stehen. Als ich die Augen schließe, blitzt ein Bild auf, ein Schatten. Eine Gestalt. Bloß ist das keine Einbildung – es ist eine Erinnerung, ganz frisch und lebendig: Ich fahre mit meinem Auto, beide Scheinwerfer sind intakt, meine Hände liegen ruhig auf dem Lenkrad, und mich erfüllt eine apathische Ruhe wie immer nach einer langen Nachtschicht. In Gedanken bin ich schon bei einem heißen Bad und danach einer Schale Ramen-Nudelsuppe vor dem Fernseher, auf den ich nur halb achten werde, weil so spät nichts Gutes mehr läuft.

Der Schatten taucht aus dem Nichts auf, meine Scheinwerfer entreißen ihn der Dunkelheit. Es ist die Silhouette eines Mannes, der völlig reglos mitten auf der Straße steht, genau auf der gelben Linie.

Ich öffne die Augen, und da ist nichts – kein Auto, keine Scheinwerferstrahlen, keine Gestalt. Ein Leuchten in der Ferne deutet darauf hin, dass ich mich der Tankstelle nähere, und damit hoffentlich einem Telefon und einem Krankenwagen. Zugleich verstärkt sich der Schwindel, und ich muss gegen den Drang ankämpfen, mich hinzusetzen, bloß für einen Augenblick. Oder, noch besser, mich hinzulegen, gleich neben die Straße. Also habe ich wohl eine Gehirnerschütterung, und das bedeutet, ich muss genau das Gegenteil davon tun, wie ich es in den obligatorischen Erste-Hilfe-Kursen gelernt habe.

Ein stechender Schmerz in der Schläfe lässt mich zusammenzucken, und sofort habe ich wieder das Bild von eben vor Augen, wie einen Film, den ich mitten in der Action angehalten habe. Ich schlingere mit achtzig Meilen die Stunde auf die Gestalt zu. Als ich reagiere, ist es bereits zu spät, um rechtzeitig zu bremsen oder auszuweichen. Die Scheinwerfer tauchen die Gestalt in ein bläuliches Licht, löschen ihre Gesichtszüge aus, nehmen ihr alle Farbe bis auf ein eigenartiges scheckiges Muster aus Klecksen und Flecken, die auf der geisterhaft bleichen Haut schwarz wirken. Während ich das Lenkrad herumreiße und auf die Bremse trete, bleibt mir noch Zeit, zu erkennen, dass ich mich geirrt habe – die Flecken sind nicht schwarz. Sie sind rot, rot wie reife Kirschen und Rost.

Dann überschlägt sich alles, die Straße ist fort, und die Gestalt ebenfalls. Gerade als ich die Augen aufreiße, knallt

es. *Peng*.

Ich keuche und muss erneut stehen bleiben, die Hände auf die Knie gestützt, um wieder zu Atem zu kommen. Endlich kommt die Tankstelle in Sicht, menschenleer, aber hell erleuchtet wie eine Kirche an Heiligabend.

Nur noch wenige Schritte, und ich bin gerettet.

Was dann folgt, ist ziemlich verschwommen, aber irgendwie finde ich mich mit einer Decke um die Schultern auf einer Krankentrage wieder, und ein Sanitäter leuchtet mir mit einer Taschenlampe in die Augen. Ob ich nun eine Gehirnerschütterung habe oder nicht, der Schnitt an meiner Schläfe blutet noch immer, also kleben sie ein Mullpflaster darauf. Ich rechne damit, dass jemand mich fragt, was passiert ist, aber das tut keiner. Durch die offene Tür betrachte ich den Widerschein der Krankenwagenlichter auf der regennassen Straße. War es das? Ist mein Wagen ins Schleudern geraten? Vielleicht bin ich ja am Steuer eingeschlafen.

»Ms Boudreaux?«, fragt der Sanitäter. Sie kennen meinen Namen schon, also haben sie wohl mein Autokennzeichen überprüft. Dann entdecke ich meine Handtasche, die aufgeklappt mitten auf der nassen Straße liegt, und daneben, ebenfalls weit offen, meine Brieftasche. Oh. Wie ist die dahin gekommen? Ich kann mich nicht erinnern, sie mir beim Aussteigen geschnappt zu haben.

»Wir bringen Sie ins Saint Joseph Hospital, okay? Zur Beobachtung.«

Ich hasse diesen besänftigenden Tonfall, vielleicht weil ich ihn selbst schon so oft bei verängstigten jugendlichen Ausreißern in dem Obdachlosenasyll, in dem ich arbeite, eingesetzt habe. Aber ob er mir nun gefällt oder nicht, er hat die beabsichtigte Wirkung: In diesem ruhigen, gemessenen Ton könnte er mir buchstäblich alles erzählen. Es sind die Intonation und das Timbre, die das bewirken.

»Wir benachrichtigen Ihre Familie«, sagt der Sanitäter. Und dieses letzte Wort macht mich wach, es setzt außer Kraft, was er mir gerade in die Armbeuge injiziert hat. Unbeholfen versuche ich, seinen Unterarm zu packen.

»Warten Sie. Da ist noch jemand.« Ich muss mir den Kopf schlimmer angeschlagen haben, als ich dachte – ich bekomme die Worte kaum heraus, sie klingen nuschelig und verzerrt.

Er runzelt die Stirn. »Noch jemand?«

»Ich habe jemanden gesehen. Vielleicht ist er verletzt.«

»Sie meinen, Sie haben jemanden angefahren?«

Energisch schüttele ich den Kopf. Ich mag zwar völlig durch den Wind sein, aber das weiß ich. Ganz sicher. Wobei ich genau genommen keine Veranlassung habe, da so sicher zu sein, wenn man berücksichtigt, dass ich noch immer einmal die Woche zu AA-Treffen gehe. »Nein. Ich habe jemanden gesehen.« Ich habe nichts getrunken, ich habe nichts genommen, ich habe seit Monaten nicht einmal

einen Joint geraucht. Daran erinnere ich mich glasklar. Ich war nicht zugedröhnt, und ich habe niemanden überfahren.

Aber da war ein Mann, er war von oben bis unten voller Blut. Und als ich ein paar Minuten – oder, wer weiß, vielleicht auch ein paar Stunden – später wieder zu mir kam, war er fort.

KAPITEL 2

Folgendes erzählen sie Milton, als er hier ist: Ich sei mit dem Auto von der Arbeit nach Hause gefahren, hätte einen Unfall gebaut und mir den Kopf angeschlagen. Sie glauben, ich habe eine Gehirnerschütterung. Bis auf den Tropf und den Herzfrequenzmonitor schließen sie mich an keine weiteren Apparate an. Ich liege mit vier oder fünf anderen Leuten in einem Zimmer – mit wie vielen genau, kann ich nicht sagen, weil der Raum durch weiße Plastikvorhänge, die schwach nach Reinigungsmittel riechen, unterteilt wird. Wenn alle zugezogen sind, reicht der Platz, den ich für mich allein habe, gerade für das Bett selbst und den Plastikstuhl daneben.

Die Krankenversicherung, die ich über meine Arbeit habe, deckt nur die grundlegendsten Sachen ab. Rückblickend hätte ich wohl meinen Stolz runterschlucken und mich von meiner Adoptivmutter in die Familienversicherung aufnehmen lassen sollen. Die beinhaltet nämlich den Anspruch auf ein Einzelzimmer. Und vermutlich einen Bademantel mit Monogramm zum Andenken. Ebendiese Krankenversicherung kam einst für meine Zahnsperre und die Laserbehandlung meiner Verbrennungen an Brust, Hals und Oberarmen auf. Die

Zahnsperre hat geholfen, die Laserbehandlung ... nicht so gut.

Hoch über meinem Kopf ist oberhalb der Vorhänge ein Fernseher so angebracht, dass jeder im Raum ihn sehen kann. Ich kann kaum hinschauen, ohne mir schmerzhaft den Nacken zu verrenken, aber das Bild ist sowieso gestört.

Jetzt wird der Vorhang zurückgeschoben, und die Metallringe klirren über die Gardinenstange: Milton ist wieder da. Ich lasse den Kopf aufs Kissen sinken und versuche, eine meinem Zustand entsprechende Miene aufzusetzen.

Er bringt mir saures Fruchtgummi und eine Dose von genau der No-Name-Orangenlimo mit, die ich mag, wahrscheinlich aus dem Automaten im Erdgeschoss. Normalerweise kann mich nichts besser aufheitern als mein Lieblingsjunkfood aus der Kindheit, aber im Moment kann ich mich kaum überwinden, die Leckereien auch nur anzusehen.

»Schnell«, sagt er und wirft mir die Tüte mit dem Fruchtgummi zu. Ich fange sie auf. »Bevor die Krankenschwester kommt und dich erwischt.« Er zwinkert mir zu, und ich gebe mir große Mühe, nicht zusammenzuzucken, weil ich ihn höchstpeinlich finde.

Wenigen Menschen steht ihr Name so schlecht zu Gesicht wie Milt: eins achtundachtzig groß, blond, blauäugig, Collegemeister im Fußball und mein

prachtvoller Verlobter – pardon, mein Exverlobter. Man vergisst das so leicht. Selbst als ich den Ring, den er mir geschenkt hatte, noch besaß, trug ich ihn kaum, allerdings nicht etwa, weil ich ihn nicht zu schätzen gewusst hätte, sondern weil ich niemals auf die Idee käme, einen Zwei-Karat-Diamantring bei der Arbeit in einem Asyl für obdachlose Jugendliche zu tragen. Als der Ring verschwand, war mein erster Gedanke logischerweise der, ihm zu erzählen, jemand habe ihn gestohlen.

Milton war nicht mein Typ, bis ich ihn kennenlernte. Genau genommen war er sogar das Gegenteil von meinem Typ. Ich stand schon immer auf die gefährlichen Jungs, die mit den dunklen Augen, zu langen Haaren und Tattoos, die unterm Kragen oder Ärmel hervorlugen. Als wir uns zum ersten Mal begegneten, war ich auf einer Party, auf der ich kaum jemanden kannte, weil ich es auf irgendeinen Kerl ebenjenen Typs abgesehen hatte – ich weiß nicht mal mehr, auf wen. Aber ich weiß noch, dass ich mir mit diesen vorgemixten Sex-on-the-Beach-Cocktails aus der Dose die Kante gab, weil der Kerl nicht auftauchte.

Es war kein Fall von Liebe auf den ersten Blick, Milt war mit einer Frau dort. Ich habe nie erfahren, wer sie war oder was aus ihr wurde, denn als wir uns das nächste Mal begegneten, tat ich so, als erinnerte ich mich nicht. Das war über ein Jahr später – Zeit genug, um meinen hässlichen Haarschnitt herauswachsen zu lassen und zu erkennen, dass schwarzer Lippenstift nichts für mich ist.

Ich hoffte, er würde mich nicht wiedererkennen, aber da hatte ich seine Aufmerksamkeit fürs Detail unterschätzt. Er erkannte mich sehr wohl wieder.

Weitere zwei Jahre später hatte ich aus unerfindlichen Gründen nicht nur Milton, sondern auch den Diamanten, das Stadthaus, all das, was so normal und konventionell war, dass es dadurch irgendwie magisch wurde. Alle hatten eigentlich damit gerechnet, dass ich tot in irgendeinem Straßengraben enden würde, aber da war ich nun mal, mit einer Hypothek und einem widerstrebend abonnierten Brautmagazin.

Natürlich konnte das alles nicht von Dauer sein. Just als wir schon über Locations und Caterer diskutierten, ging ich hin und vermasselte alles. Milt bringt es nicht übers Herz, mich zu verlassen, deshalb ist es nicht aus zwischen uns – wir nehmen nur eine Auszeit. Dasselbe Wort, unterschiedliche Formulierungen, aber Milt begreift nicht, dass es im Grunde dasselbe bedeutet. Er hat mir das Stadthaus überlassen, während er selbst in der Sommerresidenz seiner Eltern wohnt.

Beim Aufreißen der Tüte verstreue ich die Fruchtgummis über die hellblaue Krankenhausbettdecke. Ich sammele sie wieder ein und stecke mir zwei, drei auf einmal in den Mund. Meine Geschmacksknospen winden sich vor Qualen, und meine Augen tränen, so sauer sind die Gummis, aber wenigstens kann er nicht von mir erwarten, dass ich ihm

antworte, solange ich den Mund voller klebrigem Fructose-Glucose-Sirup habe.

»Also, sagst du mir jetzt endlich, was passiert ist?«, fragt Milton. Er ist nicht wütend auf mich. Es liegt nicht in seiner Natur, wütend zu werden. Er ist besorgt, auch wenn er sich sehr bemüht, es sich nicht anmerken zu lassen – allerdings ist es nicht ganz einfach, so etwas vor jemandem mit einem Abschluss in Psychologie zu verbergen, selbst wenn diejenige das Studium nur mit Ach und Krach geschafft hat.

»Mir geht's gut. Es ist nur eine Gehirnerschütterung.« Ich habe das Gefühl, als hätte ich genau das schon vor fünf Minuten gesagt, und schlucke den halb zerkauten Fruchtgummi, der hinten im Rachen brennt, herunter. »Wo ist mein Telefon?«

Sein Blick zuckt hin und her. »Ich weiß es nicht. Ich habe am Empfang gefragt. Sie haben mir deine Jacke und deine Handtasche gegeben, aber ich glaube nicht, dass es da drin ist.« Er räuspert sich, eines der Anzeichen, mit denen er sich immer verrät. »Vielleicht hat, ähm, die Polizei ...«

»Ich habe keine SMS geschrieben.« Auch dabei habe ich das Gefühl, ich hätte es schon einmal gesagt. »Und ich war nicht betrunken.«

Haben sie mir Blut abgenommen, um es auf Alkohol und Drogen zu untersuchen? Vor Nervosität bricht mir Schweiß auf der Oberlippe aus. Dazu haben sie aber keine Veranlassung, oder? Außer mir wurde niemand verletzt. Nicht einmal ich wurde ... allzu schlimm verletzt. Aber

selbst wenn sie mein Blut untersuchen, brauche ich mir keine Sorgen zu machen.

»Und was ist dann passiert?«

»Milton«, sage ich, packe sein Handgelenk und spüre durch den Ärmel seiner Jacke hindurch die Muskelstränge, die sich wie Seile durch seinen sehnigen Unterarm ziehen. Als er instinktiv zurückweicht, spannen sie sich an und wölben sich vor. Das ist schlecht. Ich lasse ihn nicht los, aber mein Griff ist schwach. »Milton, du glaubst mir doch, oder?«

»Natürlich glaube ich dir.« Milton klingt traurig. Kaum ein anderer Mensch weiß so viel über mich wie er – weil ich ihm einiges erzählt habe, was nur sehr wenige Menschen wissen, die keine Seelenklumpner sind. Und auch, weil seine Eltern einen Privatdetektiv anheuerten, um meine Vergangenheit überprüfen zu lassen, als wir zusammenkamen, was er mir ein paar Monate später versehentlich verriet. »Du bist bloß sonst so eine gute Autofahrerin.«

Kurz erwäge ich, ihm die Wahrheit zu sagen. Einmal geblinzelt, und die Versuchung ist vorüber. »Die Straße war rutschig. Oder vielleicht ... vielleicht bin ich auch eingeschlafen. Ich weiß es nicht, okay? Ich war erschöpft. Ich erinnere mich nicht genau. Ich habe mir den Kopf angestoßen.«

»Klar.« Er bringt ein Grinsen zustande und zerstrubbelt mir die Haare. »Du wirst eine Weile wie ein Fußball

aussehen. Sammelst du Pluspunkte für dein Gangsta-Image?«

Ich muss kichern. Er soll mich weiter so berühren.

Dann wird sein Blick ernst. »Ich glaube dir, Addie.« Er weiß, dass ich diesen Spitznamen hasse, aber je mehr ich protestierte, umso mehr machte er daraus ein spielerisches Tauziehen, bis der Spitzname hängen blieb, ob es mir nun gefiel oder nicht. »Aber ich habe das Recht, mir Sorgen zu machen. Und dein Airbag – er wurde nicht ausgelöst.«

»Mein Fehler, ich hätte ja keinen schrottigen Gebrauchtwagen kaufen müssen.« Letztes Jahr wollte er mir eine brandneue Limousine schenken, eine mit der besten Sicherheitswertung in ihrer Preisklasse. Aber ich hatte schon immer Probleme damit, Geld von ihm – und damit von seinen Eltern – anzunehmen, seit ich das mit dem Privatdetektiv herausgefunden hatte.

Dass sie mich nicht ausstehen können, verkrafte ich, aber Nachforschungen über mich anzustellen, ist doch was anderes.

»Haben sie dir gesagt, wann sie mich entlassen?«

Er zuckt die Achseln. »Ich habe versucht, am Empfang nachzufragen, aber die haben mich da kaum zur Kenntnis genommen, deshalb ...« Er lächelt schuldbewusst. »Darf ich dir wenigstens etwas besorgen, womit du dir die Zeit vertreiben kannst? Ein Magazin aus dem Foyer? Ein Buch?«

Ja. Da wäre tatsächlich etwas: Du könntest mir ein Telefon besorgen, möglichst eines, das hier Empfang hat, mit voll aufgeladenem Akku und Internetverbindung. Aber ich erwidere sein Lächeln bloß mit angemessen leidender Miene und schüttele den Kopf.

»Ich schaue mal, ob ich eine Krankenschwester finde. Oder jemanden, der weiß, was los ist.« Er macht Anstalten zu gehen, aber so langsam und widerstrebend, als hoffte er, ich würde ihn zurückhalten.

»Milton«, entfährt es mir da, als wäre das meine letzte Chance. Gut möglich, dass sie das auch ist. »Warte. Da ist ... etwas, woran ich mich erinnere, glaube ich. Oder vielleicht habe ich es mir auch nur eingebildet. Oder geträumt, falls ich wirklich eingeschlafen bin.«

Besorgnis huscht über sein Gesicht, bevor er sie verbergen kann, und da überlege ich es mir beinahe anders, aber dann wird mir klar, dass es dafür zu spät ist. »Ich habe etwas gesehen.« Dann muss ich schlucken, und sofort wird mein Mund so trocken wie Sandpapier. »Auf der Straße, jemand ist mir vor den Wagen gelaufen. Schneller, als ich gucken konnte. Eine undeutliche Gestalt.«

Milton runzelt die Stirn, und seine Augenbrauen, die ein bisschen dunkler sind als sein sandfarbenes Haar, ziehen sich zusammen. »Addie, hast du das jemandem erzählt? Hast du es der Polizei erzählt?«

»Der Polizei?«, stammele ich. »Warum hätte ich ...«

Doch da werde ich wie durch ein Wunder aus dem Schlamassel errettet, den ich mir eingebrockt habe. Ich höre Schritte, die rasch näher kommen und nicht wie die Gesundheitsschuhe einer Krankenschwester klingen, sondern laut über den Boden klappern, und gleich darauf wird der Plastikvorhang zur Seite gerissen. Kein *Hallo*, kein *Darf ich reinkommen*.

»Herrgott, Andrea! Nicht schon wieder dieser Mist. Was um alles auf der Welt hast du dir dabei gedacht?«

Die Furcht einflößende Cynthia Boudreaux ist hier: Gleitsichtbrille mit Goldrand, rötlich brauner Lippenstift schon morgens um sieben und zornsprühender Blick.

»Ich war nicht betrunken«, sage ich mit zusammengebißenen Zähnen. »Ich bin am Steuer eingeschlafen.« Milton sehe ich dabei nicht an, und er hält Gott sei Dank den Mund. Die alternative Version der Ereignisse mit der mysteriösen Gestalt mitten auf der Straße ist fürs Erste vergessen.

Die Frau, die mich ab meinem zwölften Lebensjahr aufzog, winkt ab. Wahrscheinlich weiß sie längst, dass der Unfall nicht durch Trunkenheit am Steuer verursacht wurde – die Krankenschwestern oder die Polizei werden es ihr gesagt haben, denn von solchen Kleinigkeiten wie der Vertraulichkeit von Patientendaten hat Cynthia Boudreaux sich noch nie aufhalten lassen. Mir ist nicht klar, warum sie hier ist. Aus Sorge um mich garantiert nicht. Selbst wenn sie die vor langer Zeit mal empfunden haben sollte, habe

ich garantiert alles Menschenmögliche getan, um sie ihr auszutreiben.

»Sie werden sie bald entlassen«, sagt sie über meinen Kopf hinweg zu Milt. »Ich bringe sie *nach Hause*.«

An dem ominösen Tonfall, in dem sie die Worte *nach Hause* fast unmerklich, aber doch hörbar betont, erkenne ich, dass sie damit nicht das Stadthaus meint.

»Kommt nicht infrage«, widerspreche ich.

»Hast du ihre Sachen am Empfang abgeholt?« Cynthias eisiger Blick ruht unverwandt auf Milt, so, als existierte ich gar nicht.

»Hier«, sagt er brav und reicht ihr die Plastiktüte mit meinen Habseligkeiten. Ich bin sprachlos über diesen Verrat, der sich direkt vor meinen Augen abspielt, und Milt weicht meinem Blick geflissentlich aus. Cynthia reißt ihm die Tüte aus der Hand und sieht hinein.

»Ist ihr Telefon auch da drin?«

»Nein.«

Ungeniert durchwühlt sie meine Sachen, öffnet den Reißverschluss meiner Handtasche, steckt ihre Hand mit den dicken Venen und den goldenen Ringen hinein, zieht meine Brieftasche heraus, öffnet sie und untersucht sie flüchtig. »Fehlt sonst noch was?«

»Warum sollte etwas fehlen? Mom?«

Ausnahmsweise stört sie sich nicht am M-Wort.

»Frag noch mal am Empfang nach«, sagt sie zu Milt.

»Vergewissere dich, dass wir alles haben. Ihre

Autoschlüssel. Wo sind ihre Autoschlüssel?«

Milt blickt verunsichert. Er öffnet den Mund, um etwas zu sagen, doch dann verkneift er es sich, vom scharfen Blick meiner Adoptivmutter zum Schweigen gebracht. Sobald er hinter dem weißen Vorhang verschwunden ist, lässt Cynthia die Maske fallen – es ist, als würde ein Schalter umgelegt, eine Gestaltwandlerin in Aktion. Sie nimmt die Brille ab und reibt sich den Nasenrücken, wo die kleinen Kunststoffpolster zwei nierenförmige rote Abdrücke in ihrem Make-up hinterlassen haben. Dann lässt sie die Schultern sinken, entspannt sich und gibt die Pose der perfekten Politikerfrau auf. Sogar ihr Gesicht scheint ein bisschen abzusacken – eine Maske, deren Schnüre sich gelöst haben.

»Meinst du, ich wüsste nicht, was du vorhast?«, flüstert sie laut mit heiserer Stimme. »Meinst du, du bist die Einzige mit Köpfchen hier? Und wenn ich drauf komme, dann auch die Polizei.« Sie stößt einen lauten Seufzer aus, und ihr Atem riecht nach ihren Kräuterpräparaten und ihrer Mundspülung. »Ich wusste, es würde dich eines Tages einholen. Ich wusste es.«

Da stütze ich mich auf die Ellbogen. »Mom, wovon redest du?«

»Komm mir nicht mit *Mom*«, faucht sie. »Das haben wir lange hinter uns, Andrea, daran hättest du denken sollen, bevor ...«

»Ich bin nicht angetrunken gefahren und ich habe keine SMS geschrieben, ich schwöre es.« Ich will ihre Hand nehmen, aber sie entzieht sie mir. »Warum ist mein Telefon weg? Hat die Polizei es mitgenommen?«

»Und deinen Thermobecher haben sie auch«, erwidert sie trocken. »Sie analysieren den Inhalt.«

Ein Gedanke schießt mir durch den Kopf: *Gut, sollen sie doch denken, ich hätte meinen Kaffee mit ein bisschen billigem Whiskey aufgepeppt, den ich bei einem meiner Jugendlichen im Asyl konfisziert habe. Sollen sie doch denken, ich hätte Pillen geschluckt, was auch immer.* Doch davon lasse ich mir nichts anmerken.

»Aber darum geht es gar nicht«, fügt Cynthia hinzu. »Wie auch immer, wir fahren jetzt nach Hause. Ich habe schon unseren Anwalt angerufen, und falls die mit dir reden wollen, dann kein Wort ohne ihn, verstanden?«

»Ich fahre nicht mit zu dir«, sage ich und versuche, die Wut zu bezähmen, die in mir aufsteigt. »Ich fahre nach Hause. Ich bitte Milt, mich hinzubringen.«

»Milton kommt auch mit«, erwidert sie, ohne mit der Wimper zu zucken. »Nur zu deiner Information: Deine Schwester ist auch da, also sei wenigstens so anständig und benimm dich.«

Als ich höre, dass meine Adoptivschwester zu Hause ist, läuft mir ein elektrisches Kribbeln die Wirbelsäule hinab, und da ahne ich, dass es hier womöglich gar nicht um meinen Unfall geht.

Und es muss etwas richtig Schlimmes sein.

»Mom ...«

Eine Krankenschwester, deren Körper zu massig für den kleinen Raum ist, kommt herein, ganz einstudierte Krankenhausfröhlichkeit und Desinfektionsmittelgeruch. Cynthia setzt die Brille wieder auf und tritt widerstrebend beiseite, damit die Schwester mir die Infusionsnadel aus dem Arm rupfen und mich vom Herzfrequenzmonitor abnabeln kann. Ob zum Guten oder zum Schlechten: Ich werde entlassen.

Die Frau arbeitet professionell und effizient, und im Handumdrehen sitze ich in einem Rollstuhl, in der Armbeuge ein Stück gefalteten, mit durchsichtigem Pflaster befestigten Mull. Sie bringt es fertig, meinem Blick die ganze Zeit über auszuweichen, und jedes Mal, wenn sie etwas sagt, habe ich das Gefühl, es richtet sich gegen mich statt an mich. Man könnte meinen, sie hätte Unterricht bei Cynthia genommen.

Als sie mich einer anderen Krankenschwester übergibt, einer kleinen Filipina, drehe ich mich um und sehe sie über die Schulter hinweg an – und erwische sie dabei, dass sie mich betrachtet. Ein eigenartiger Ausdruck huscht über ihr Gesicht, aber ehe ich ihn deuten kann, ist er schon wieder verschwunden, ihre Gesichtsmuskeln entspannen sich, und ihre flüchtig gerunzelte Stirn glättet sich zu undurchdringlicher Ausdruckslosigkeit.

Danksagung

Ich danke meiner fabelhaften Agentin Rachel Ekstrom Courage, weil sie mir stets mit Rat und Tat zur Seite steht und ihrer nervösen Autorin das Händchen hält. Ein dickes Dankeschön geht an Alex Logan, meine Lektorin, die sich um meine Luftschlösser kümmert, und an das gesamte Lektorat bei Grand Central Publishing, das mein Buch zum Strahlen gebracht hat! Außerdem danke ich Kamrun Nesa und Tiffany Sanchez im Marketing, die alle Erwartungen übertroffen haben.

Ein weiteres dickes Dankeschön allen, die mich während des Schreib- und Veröffentlichungsprozesses unterstützt haben. Alana, Marie-Pierre, Jessica, Nisha, Richard und alle, die mit aufmunternden Worten vorbeikamen. Ein besonderer Dank gilt Maude Michaud und allen bei The Ladies! Ihr sorgt dafür, dass ich nicht durchdrehe. Überdies danke ich meiner Familie für ihre Unterstützung und Ermutigung. Und ein gesonderter Dank geht an Patrick dafür, dass er immer an meiner Seite ist.

Über Nina Laurin

Nina Laurin, zweisprachige Kanadierin, studierte Creative Writing an der Concordia University in Montreal, wo sie derzeit auch lebt und schreibt. Ihr Debüt »ESCAPE - Wenn die Angst dich einholt« begeisterte Presse und Publikum. Ihre Gedanken über Bücher sind zu lesen unter: [**thrillerina.wordpress.com**](http://thrillerina.wordpress.com) und auf Twitter @girlinthetitle.

Impressum

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel »What My Sister Knew« bei Grand Central/Hachette, New York.

© 2019 der eBook-Ausgabe Knaur eBook

Copyright © 2018 by Ioulia Zaitchik

© 2019 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Antje Nissen

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: Mike Dobel; FinePic / shutterstock.com

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

ISBN 978-3-426-44119-0

Hinweise des Verlags

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44 b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Wissen, was gelesen wird